

Werk

Titel: Reisen in Nordamerika in den Jahren 1852 und 1853

Kollektion: Itineraria; Nordamericana

Werk Id: PPN234252782

PURL: <http://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?PID=PPN234252782> | LOG_0013

OPAC: <http://opac.sub.uni-goettingen.de/DB=1/PPN?PPN=234252782>

Terms and Conditions

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright. Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library.

Each copy of any part of this document must contain there Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept the Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen State- and University Library.

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

Contact

Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen
Georg-August-Universität Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen
Germany
Email: gdz@sub.uni-goettingen.de

XXXII.

New-Orleans.

Die Lage der Hauptstadt der Louisiana unter dem $29^{\circ} 57' 23''$ n. Br. und $89^{\circ} 59' 4''$ westl. L. am linken Ufer des Mississippi, der schon unterhalb Baton Rouge eine mehr östliche als südliche Hauptrichtung nimmt, ist nichts weniger als malerisch. Die Häuser stehen auf einer durch Ausfüllung trocken gelegten Ebene, welche bei dem regelmäßigen Anschwellen des Stromes im Frühjahr einige Fuß unter dem Niveau des Wassers ist, und nur durch künstliche Erddämme gegen den Einbruch der Fluthen geschützt wird. Es ist für die zahlreichen Bewohner einer großen Stadt ein sonderbar hanges Gefühl, die Wassermasse eines verheerenden und mächtigen Stromes wie ein Damoklesschwert immer dräuend über sich zu sehen. Doch hat sich die Bevölkerung nachgerade daran gewöhnt, und tröstet sich

bei der Betrachtung, daß die verheerenden Absichten des Flügottes seit den letzten Jahrzehenden mehr dem rechten Ufer gelten, wo er bedeutende Strecken vom Lande wegfraß.

Kein Berg von mäßiger Höhe überragt die Stadt. Nicht einmal ein bescheidener Hügel gab zu dem Versuche einer amphitheatralischen Gruppierung der schöneren Gebäude Anlaß, die es lediglich ihrem Architekten und dem Maurer verdanken, wenn sie eine etwas stolzere Figur als die Masse spielen, mit der sie die gleiche Basis, eine traurige Morastebene, gemein haben. Um eine Uebersicht von New-Orleans zu gewinnen, mußte man die höchsten Kirchtürme oder den Luftballon besteigen. Von da würde man das sehr ausgedehnte Panorama einer Stadt genießen, welche im Winter voll des geschäftigsten Lebens und Treibens, im Sommer ziemlich still und dazu äußerst schwül und langweilig ist, nur sehr wenige monumentale Zierden aufzuweisen und in einer trostlosen Umgebung voll düsterer unzugänglicher Sumpfwälder nicht einen einzigen leidlichen Spaziergang hat. Etwas mehr malerisches Leben und frohern Eindruck gewährt nur der Anblick des Mississippi. Derselbe hat hier zwar lange nicht mehr die imposante Breite, wie zwischen Memphis und Vicksburg, da weiter südlich ein großer Theil des Wassers sich durch sogenannte Bayous oder Flußarme

vom Hauptbett trennt und direct den Weg nach dem mexikanischen Golf einschlägt. Er ist hier auch seinem Rivalen, dem majestätischen St. Lorenz im Norden, der gerade gegen das Ende seines Laufes immer breiter und schöner wird, an Wassermasse und Uferscenerie durchaus nicht ebenbürtig, immerhin aber ein mächtiger Strom, etwas breiter als der Rhein bei Köln, ohne Inseln, ohne Sandbänke, ohne Untiefen. An seinen Ufern aber gewährt hier die fast unübersehbare Reihe der Schiffsmasten und kastellartigen Flußdampfer ein sehr buntes Schauspiel, und mitten unter rollenden Baumwollenballen und Zuckerräffern tummelt sich eine geschäftige, schwarz und weiß gefärbte Volksmasse. Der Lärmen beginnt mit Tagesanbruch, und erst mit dem Dunkel der Nacht kommt die Stille an die Ufer wieder, und das eintönige Rauschen des Stromes, das man am Tage über dem Brausen und Pfeifen der Dampfer und dem schreienden Lärmen des Volkes nicht gehört hatte, wird wieder vernehmbar.

Wie alle Mississippi-Städte dehnt sich auch New-Orleans mehr in der Länge als in der Breite aus. Die bedeutendsten Straßen mit den schönsten Kaufläden und Magazinen laufen mit dem Strome parallel. Die breiteste Straße aber, die Canal-Street, welche den alten französischen Stadttheil vom amerikanischen trennt, nimmt die entgegengesetzte Richtung.

Das Geschäftsleben ist auf die schöne St. Charles-Street und die umgebenden Straßen zumeist beschränkt. Hier wohnen die reichsten Baumwollenhändler und Schiffsrheder, oder haben hier wenigstens ihre Geschäftsstuben. Auch Kaffeehäuser und Trinkstuben sind hier am belebtesten und einträglichsten. Zwei prachtvolle Gasthäuser erheben sich einander gegenüber. St. Charles-Hotel, mit einer Doppelreihe von Marmorsäulen, ist dem Aeußern nach vielleicht der prachtvollste Gasthof der Welt. Die Canal-Street und der Lafayette-Square bezeichnen die beiden Endpunkte der Hauptbewegung in Bezug auf Geschäfte und Vergnügen. Von hier an wird es stiller. Man sieht am Tage nicht mehr die auf- und abrennenden Mäfler und Clerks in so dichter Zahl mit Baumwollgedanken im Kopfe. Mit dem reichen Gasgestimmer der brillantesten Kauf-Läden und Trinkstuben verstummt weiter östlich auch das Geräusch der Regelbahnen, das Orgeln und Trompetenblasen der Curiositäten-Cabinette, Kunstreitergesellschaften und ähnlicher Speculanten auf die Vergnügungssucht und den Geldbeutel der Bevölkerung, welche trotz der enorm theuren Miethe in der St. Charles-Street vorzugsweise ihr fliegendes Quartier aufschlagen.

An der Stelle dieses amerikanischen Stadttheils, der jetzt der erste und reichste District ist und die

schönsten Gebäude besitz, lag vor dreißig Jahren ein öder Sumpf. Männer, welche noch in der Blüthe der Jahre stehen, erinnern sich, auf demselben Plage, den heute das großartige St. Charles-Hotel mit seinen Riesensäulen einnimmt, Sumpfschnepfen und wilde Enten geschossen zu haben. Die Canal-Street bezeichnete damals das westliche Ende der Stadt. Die französischen Creolen bildeten die vorwiegende Zahl und den reichsten Theil der Bevölkerung. Handel und Schifffahrt waren im Vergleich zur Gegenwart fast unbedeutend.

Der sogenannte französische Stadttheil oder der zweite District zeigt bei geradlinigen regelmäßig gezogenen Straßen weder so große, schöne und schmucke Häuser, noch so reich assortirte Kaufläden, noch ein so rühriges Geschäftsleben. Die hübscheren Häuser sind auch hier meist im Besitze von Amerikanern. Das St. Louis-Hotel, bei weitem das stattlichste Gebäude des französischen Quartiers, wurde von amerikanischem Gelde auf Actien gebaut, und dient zugleich als Gasthof und als Börsegebäude. Unter der hohen Kuppel seiner mit Säulen umgebenen Rotunde finden auch die öffentlichen Sklavenverkäufe Statt.

Unter den Kirchen ist keine einer Beschreibung werth. Die katholische Kathedrale St. Louis ist ein modernes Gebäude, in den Jahren 1792 bis 1794 in einem schlechten, durchaus verunglückten Style ge-

baut. Sie bildet die Hauptfaçade des Jackson-Square, dem Mississippi gegenüber. Die beiden anderen Façaden dieses ziemlich hübschen und sonnigen Platzes, der im gitterumschlossenen Viereck muschelbestreute trockene Wege, ein mageres Rasenstück zum Spiele der Jugend, eiserne Sitzbänke und Rosenstauden, die immer Blüthen tragen, einschließt, bilden die gleichförmigen hohen Privatwohnhäuser mit Veranda's oder Galerien eingefasst, welche eine sehr reiche Creolin auf Speculation erbaute, aber bei der beträchtlichen Entfernung des Platzes vom Business-Centrum schlechte Geschäfte damit machte. Nächst der traurigen Kathedrale ist die St. Patrickkirche unweit des Lafayette-Platzes, deren Bau im gothischen Style über 100,000 Dollars gekostet, eines erwähnenden Wortes, nicht aber des übertriebenen Lobes werth, das ihr Mr. Norman in seiner Beschreibung von New-Orleans spendet. Es verräth eben so sehr einen Mangel an Urtheilskraft wie an Schönheitsinn, wenn Hr. Norman meint, dieses äußerst mittelmäßige Gebäude könne mit den herrlichen gothischen Domen in England, Deutschland und Frankreich den Vergleich aushalten. Es giebt außerdem noch ziemlich viele katholische Gotteshäuser, so wie Kirchen aller hervorragenden protestantischen Confessionen in New-Orleans. Keine ist als Bauwerk einer besondern Erwähnung werth. Die größte

derselben ist die Episkopalkirche an der Canal-Street. Im Bau begriffen ist die neue Jesuitenkirche, die einzige unsers Wissens in Nordamerika, welche durch den zierlichen maurischen Styl nach dem Vorbild der Alhambra und einiger der alten Moscheen Südspaniens ihre Wirkung auf die Phantasie der Andächtigen versuchen wird. Der Bauplan ist von einem Mitgliede der Gesellschaft Jesu entworfen, welcher sich lange in den mit maurischen Denkmälern reich gesegneten Städten Andalusiens und Nordafrikas aufgehalten.

Große und sehr geräumige Gebäude sind die verschiedenen Hospitäler, welche auch ihrer innern vortrefflichen Einrichtung wegen eine nähere Einsicht fremder Besucher wohl verdienen. Darunter ist das Charity-Hospital, dessen Bau 1779 begonnen und 1786 beendigt wurde und über 150,000 Dollars gekostet haben soll, das hervorragendste. Außerlich noch schöner, aber minder geräumig und nicht so reich dotirt ist das Marine-Hospital im gothischen Style am rechten Stromufer, der Stadt New-Orleans gegenüber. Der Bau kostete 130,000 Dollars und steht erst seit 20 Jahren. Noch neuern Datums ist die Maison de Santé. Für alle dergleichen mildthätige und gemeinnützige Anstalten und Bauwerke hatte man in New-Orleans von jeher eine offene Hand, und reiche Spenden von Privatleuten

wetteiferten darin mit den freigebigen Dotationen, welche der Stadtrath zu ähnlichen Zwecken auf Kosten der Gemeinde bewilligte, freilich damit aber auch den Grund zu den bedeutenden Stadtschulden legte, deren Zinsenbestreitung gegenwärtig die Väter der Stadt in gewaltige Verlegenheit setzt, und die vielen drückenden Steuern veranlaßt, mit welchen zur Zeit unseres Aufenthaltes in den Wintermonaten 1853 sogar der ehrenwerthe Handwerkerstand — ein unerhörter Fall in den Stadtannalen der Union — bedroht wurde.

Die Municipal-Hall bildet das Hauptgebäude am Lafayette-Platz, im jonischen Style, mit einer Vorhalle von Granitsäulen, auf welche die Amerikaner, ganz so wie die Russen in Petersburg, bei ihren öffentlichen Gebäuden wahrhaft versessen sind, obwohl diese Bauform durchaus nicht immer zu dem Zwecke der Gebäude und der Bequemlichkeit paßt. Hier befindet sich neben dem Polizeigericht und dem Saale für öffentliche Verhandlungen auch die einzige durch Privatbeiträge begründete größere Bibliothek mit einem sehr schönen, geräumigen und bequemen Lesezimmer. Das Comité, dem die Auswahl und die Anschaffung der Bücher übertragen worden, mag wohl nur Baummollenköpfe unter seinen Mitgliedern gezählt haben, denn die Auswahl der Werke konnte

kaum schlechter sein und zeugt eben so sehr von der Ignoranz als von der Geschmacklosigkeit der Leiter.

New-Orleans ist eine noch ziemlich moderne Stadt. Die ersten Häuser wurden unter der französischen Herrschaft in der Louisiana 1718 gebaut. Der französische Gouverneur residierte zuvor in Biloxi am mexikanischen Golf, einem unbedeutenden Städtchen, welches ein Theil der wohlhabendern Bevölkerung von New-Orleans zu seinem Sommeraufenthalte wählte, und wo nicht ein Gebäude zu sehen, das an irgend eine frühere Wichtigkeit des Ortes erinnerte. Bienville war damals der neu ernannte Gouverneur, dem die französische Regierung den Auftrag gab, an irgend einem Punkte der Mississippi-Ufer den neuen Regierungssitz zu wählen. Man schwankte eine Zeit lang. Nirgends bot sich an den Ufern des untern Stromes in nicht zu großer Entfernung vom Golfe ein bequemes, erhöhtes und gesundes Terrain. Ueberall war der Einbruch des Stromes im Frühjahr und das gelbe Fieber in den trockenen Monaten zu fürchten. Die Directoren der „Compagnie de l'ouest“, deren Handelsmonopol ein Jahr zuvor durch ein neues Privilegium auf 25 Jahre erneuert worden, entschieden sich im Einverständniß mit der militairischen Macht für den Punkt, den man gegenwärtig „Creseent City“ nennt. Schon im folgenden Jahre

1719 trat der Mississippi verheerend über seine Ufer. Die neuerbauten Wohnungen wurden weggeschwemmt. Drei Jahre später wurde der Versuch durch De-lorme erneuert. Die Bevölkerung im Jahre 1723 belief sich nicht über 200. In demselben Jahre kamen die ersten deutschen Emigranten den Mississippi hinauf bis nach New-Orleans. Die Regierung bewilligte ihnen einen kleinen Uferstrich, 35 englische Meilen oberhalb der Stadt, zur Niederlassung. Noch jetzt führt die dortige Gegend den Namen „German coast.“ Spuren der deutschen Sprache sollen sich noch in einzelnen Familien finden. Die meisten haben sich mit den Creolen oder Amerikanern vermischt, und sprechen englisch oder französisch.

Im Jahre 1727 ließen sich die ersten Jesuiten in New-Orleans nieder. Ihr Kloster stand am untern Theile der Vorstadt St. Mary. Als durch die päpstliche Bulle im Jahre 1763 die Jesuiten aus den meisten katholischen Ländern Europa's vertrieben wurden, verließen sie auch die Louisiana. Ihr Eigenthum in New-Orleans wurde für 180,000 Dollars verkauft. Nach den heutigen Preisen der Grundstücke wäre es jetzt 15,000,000 Dollars werth.

Die Ansiedler am untern Mississippi hatten inzwischen Zuwachs erhalten durch die französischen Auswanderer aus Canada und Nova Scotia, welche dort nicht mehr bleiben wollten, als das Land in

Folge der Niederlage Montcalms unter den Mauern von Quebec unter englische Herrschaft kam. Ein Theil dieser Emigranten ließ sich in New-Orleans, ein anderer Theil weiter nordwestlich oberhalb der deutschen Colonie nieder. Die französische Einwanderung stockte, als das herrliche Mississippithal 1763 von Frankreich an Spanien abgetreten und von letzterer Macht 1769 definitiv in Besitz genommen wurde. Spanische Emigranten kamen gleichwohl nur in sehr geringer Zahl an, und die herrschende Sprache der Bevölkerung Louisiana's blieb die französische.

Das Klima von New-Orleans scheint damals ungeachtet des sumpfigen Grundes nicht sehr gefährlich gewesen zu sein. Die mörderische Seuche, die seitdem periodisch wüthet und hier so viele Tausende schon in das feuchte Grab stürzte, erschien zum ersten Male im Jahre 1769, und man behauptet, daß sie durch ein britisches Schiff von den Küsten Afrika's mit einer Ladung Negerklaven eingeführt worden sei. So folgte einer schändlichen Institution, welche nicht nur dem politischen Fortschritte und dem ebenbürtigen Aufschwunge des Südens mit den nördlichen Staaten im Wege steht, sondern auch durch die Verachtung der Arbeit, die sie überall begleitet, den Keim der Unsitlichkeit und des Verderbens in die Gesellschaft gebracht hat, und die Zukunft dieses Staates mit den schwarzen Gefahren von St. Do-

318 Zahlreiche Opfer des gelben Fiebers in New-Orleans.

mingo bedroht, der Fluch auf dem Fuße. Das gelbe Fieber ist seitdem nicht mehr vom untern Mississippi verschwunden, und wenn es in manchen Sommern auch gelinde auftritt, so kehrt in gewissen Perioden der mörderische Charakter der Epidemie doch immer wieder. Die wohlhabenden Bewohner von New-Orleans thun zwar ihr Möglichstes, den Verdacht eines bössartigen Klima's von ihrer Stadt abzuwälzen, in der Besorgniß, daß die Angst vor dem gelben Fieber dem Handel schade und die Niederlassung vieler Fremden verhindere. Die Todtenregister und die Kirchhöfe dagegen zeugen schauerlich genug von der Wahrheit. Die Armen sind freilich hier wie überall am meisten gefährdet, da sie in den ungesundesten Stadttheilen und dichter beisammen wohnen, schlechtere Nahrung haben und den Miasmen der heißen Monate nicht entfliehen können, wie die Reichen, welche die ganze Sommerzeit von Anfang Juni bis Ende September in den gesunden Badeorten an den sandigen Ufern des Golfs von Mexiko zuzubringen pflegen. Ueber die Natur des gelben Fiebers findet man die ausführlichsten Mittheilungen auf fleißige Beobachtungen gestützt in den Schriften von Dr. Jenner und Dr. Dowler.

Zwei und zwanzig Jahre später, als der erste Besuch des gelben Fiebers, kam die erste Truppe französischer Komödianten in New-Orleans an, ein

Ereigniß, das der französische Geschichtsschreiber der Louisiana besonders hervorzuheben für gut findet. Französische Schauspiele und Opern haben sich bis auf den heutigen Tag erhalten, während die französisch redende Bevölkerung von Jahr zu Jahr armseeliger und lumpiger wird, und die französische Ansiedlerbevölkerung eben wegen ihres vorherrschenden Komödiantencharakters in einem der fruchtbarsten und gesegnetsten Länder der Welt nichts Tüchtiges und Dauerndes zu gründen wußte, bis die thätigen und klugen Amerikaner kamen, die es verstanden, dem Handel und Verkehre einen Schwung zu geben, wie man ihn am Mississippi unter französischem und spanischem Scepter nicht gesehen hatte.

Die erste Gesellschaft amerikanischer Kaufleute ließ sich mit Einwilligung der spanischen Regierung 1795 in New-Orleans nieder. Die Spanier blieben aber die Herren und die französischen Creolen die Grundbesitzer, und sahen nicht ohne Mißvergnügen die anglo-amerikanischen Gäste in ihrer Mitte mit ihrem überlegenen Handelsgeiste und kaltem, praktischem Verstande. Erst als die spanische Herrschaft in der Louisiana, welche 32 Jahre gedauert, mit der Rückgabe der Colonie an Frankreich endigte, und der große Napoleon, eingeschüchtert durch Jefferson's mannhafte Erklärungen, die Louisiana gegen Geldentschädigung an die Vereinigten Staaten abtrat, er-

folgte der Anfang jenes staunenswürdigen Aufschwunges, der ohne den Krebsbissen der Sklaverei ein noch viel mächtigerer geworden wäre, und vielleicht den Glanz und Reichthum der nordöstlichen Staaten verdunkelt hätte.

Es befanden sich damals nur wenige armselige öffentliche Gebäude in New-Orleans. Der größte Theil des Bodens, auf dem jetzt der amerikanische Stadtheil steht, war im Besitze eines mäßig bemittelten Creolen, Namens Gravier, der heute mehr Gold haben könnte, als der alte Krösus, wenn er den Gang der Dinge ahnend seine Grundstücke einige Jahrzehende länger behalten hätte. Durch die Uebersiedelung vieler Amerikaner aus den Neu-Englandstaaten nach Louisiana kam nicht nur in den Großhandel, den die französischen Creolen nie verstanden haben, ein vorher nicht gesehenes Leben, sondern auch die Production von Baumwolle, Zucker, Tabak und Reis in den Theilen des Landes, welche in den fruchtbaren Alluvialebenen der verschiedenen Bayous gelegen, erhielt durch die Einwanderung der Capitalien und den kräftigen Unternehmungsgeist der Yankees einen neuen Impuls. Ernte und Ausfuhr haben sich innerhalb weniger Jahre verzehnfacht. Die Bevölkerung nahm reißend zu. Viele Gegenden seitwärts vom Hauptstrome, die unter französischer und spanischer Herrschaft brach gelegen, liefern gegenwär-

tig die schönste Baumwolle und die reichsten Zuckernernten. Mr. Henne, ein ehrwürdiger amerikanischer Pflanze, dem wir viele interessante Mittheilungen über den Culturzustand des Landes verdanken, versicherte uns, daß er 1801 mit dem ersten Baumwollenballen, der aus den Umgebungen von Natchez exportirt worden, die Reise nach New-Orleans gemacht. Jetzt sind die Uferlandschaften des Mississippi in dortiger Gegend mit unabsehbaren Baumwollenpflanzungen bedeckt, und die Ausfuhr von New-Orleans im Laufe des Jahres 1853 wurde auf $4\frac{1}{2}$ Millionen Ballen geschätzt. Die von den Baumwollenpflanzern eingenommene Bodenfläche im Staate Louisiana betrug im Jahre 1850 beinahe 2,400,000 Acres. Die Cultur des Zuckerrohrs kam weit später in Aufschwung, und ist zwar weit einträglicher in Folge eines Schutzzolles von 40 Procent gegen den westindischen Zucker, aber auch auf weit engere Grenzen eingeengt wegen des Frostes, der die nördlichen Gegenden der Louisiana jeden Winter bedroht. Das Zuckerrohr bedeckte 1850 ein Areal von 250,000 Acres. Ungefähr den gleichen Bodenraum nimmt die Cultur des Reises ein. Mit der steigenden Cultur des Landes und dem Aufschwunge des obern Mississippihales nahm auch der Seehandel gewaltig zu. Die Zahl der eingelaufenen Segelschiffe im Jahre 1849 belief sich auf 1013

Schiffe, die der Küstenfahrzeuge auf 1491, zusammen mit einem Tonnengehalt von 856,443.

Unter allen Städten der Union hatte New-Orleans von der Gründung der Stadt bis auf den heutigen Tag die gemischteste Bevölkerung. Der Censuz von 1850 giebt 119,461 Seelen an. Im Jahre 1853 wurde die Bevölkerung auf beiläufig 140,000 geschätzt*). Keine Nationalität überwiegt hier bedeutend an Zahl. Genaue statistische Angaben über die verschiedenen Nationalelemente der Bevölkerung sind nicht vorhanden. Man schätzt die französischen Creolen auf 40,000, die Irländer auf 35,000, die

*) Die rasche Zunahme der Bevölkerung sieht man aus folgender Uebersicht. Es betrug dieselbe

im Jahre 1810	24,552 Seelen.
„ „ 1815	32,947 „
„ „ 1820	41,350 „
„ „ 1825	45,336 „
„ „ 1830	49,826 „
„ „ 1840	102,191 „
„ „ 1850	119,461 „

Die Zahl der Farbigen ist in den letzten Jahrzehenden nicht angegeben. Sie betrug

im Jahre 1810	8,001 Seelen.
„ „ 1820	19,737 „
„ „ 1830	21,280 „

Im Jahre 1853 wurde die farbige Bevölkerung auf etwa 26,000 Seelen geschätzt.

eigentlichen eingeborenen Amerikaner nur auf 25,000. Spanier sind keinesfalls über 6000 vorhanden, Italiener nur einige Hunderte. Die Zahl der Deutschen wurde mit Inbegriff der Ortschaften Algier und Friedheim am nächsten Stromufer auf 20,000 bis 24,000 geschätzt.

Die französischen Creolen, früher der wohlhabendste und tonangebende Bevölkerungstheil, nicht nur von New-Orleans, sondern von der ganzen Louisiana, verlieren gegen die englisch redende Bevölkerung mehr und mehr an Boden, an politischem Einfluß, an gesellschaftlicher Bedeutung und — an Geld. Sie werden aus den schöneren und belebteren Straßen, ganz so wie in Montreal und Quebec, mit jedem Jahre mehr nach den ärmeren und schmutzigeren Stadttheilen zurückgedrängt. Auf dem Lande giebt es noch ziemlich viele reiche Pflanzer, die französisch sprechen. Aber auch sie spüren bereits empfindlich die Concurrenz mit den praktischeren Anglo-Amerikanern, welche viele Pflanzungen und brach liegende Grundstücke von den Creolen angekauft haben. Die meisten französischen Planters sind trotz ihrer ausgedehnten Besitzungen und ihrer zahlreichen Sklaven verschuldet. Sie erhalten sich nur noch dadurch einigermaßen, daß sie mit unmenschlicher Härte ihre Sklaven mit Arbeit überbürden. In New-Orleans sind die Creolen vom Großhandel beinahe

gänzlich ausgeschlossen, und selbst der Detailhandel entschwindet mit jedem Jahre mehr ihren Händen. Zur industriellen Bevölkerung stellen die Franzosen verhältnißmäßig ein sehr geringes Contingent. Die meisten leben noch von den Renten eines Eigenthums, die sie müßig vergeuden, und vom Ertrage der Arbeit ihrer Sklaven, die sie an amerikanische oder deutsche Familien als Diensthboten ausleihen oder als Tagelöhner an der Levée arbeiten lassen, oder, wenn die Sklaven zu alt und schwächlich sind, zum Verkauf von Blumen und süßen Leckereien auf die Straße senden. Das Grundeigenthum ist bereits größtentheils in amerikanische Hände übergegangen. Die verarmten und verschuldeten Creolen schlagen Häuser und Grundstücke an die Yankees los, und ziehen sich in die entfernteren Baraken zurück. Den Tag bringen sie mit Trinken, Plaudern und Faulenzen zu. Ein Theil von den reicheren französischen Stadtfamilien hat sich mit den Amerikanern durch Heirath verschwägert, ist bereits halb amerikanisirt, und die Kinder sprechen das Englische mit Vorliebe. Die französischen Creolinnen sind im Allgemeinen hübscher, graciöser und gefellig gewandter als die amerikanischen Damen. Diese äußerlichen Vorzüge üben selbst auf die trockene Phantasie der heirathslustigen Yankees ihren reizenden Einfluß, und da letztere gewöhnlich mehr Geld haben, als

die besten Creolenfamilien, so überfieht man ihre unliebenswürdige Steifheit, und der reiche amerikanische Freier wird dem heruntergekommenen Creolen vorgezogen. Aus den Kindern einer solchen creolisch-amerikanischen Ehe gehen aber beinahe immer ächte Amerikaner hervor. Es bewährt sich die Charakterüberlegenheit des kräftigern Stammes. Auch einige von den reichsten deutschen Großhändlern sind mit Creolinnen verheirathet.

Die Amerikaner haben im Ganzen den Handel und den meisten Grundbesitz in Händen. Im Exporthandel concurriren mehrere deutsche Häuser vollkommen ebenbürtig mit ihnen. Der sehr einträgliche Baumwollenhandel ist sogar größtentheils Monopol der deutschen Großhändler. Die Häuser Schmidt u. C., Gebrüder Heine, Rodewald, Gimer u. s. w. haben es noch besser als die Amerikaner verstanden, durch Anknüpfung persönlicher Verbindungen in den größten Handelsplätzen Europa's den Baumwollenhandel an sich zu ziehen. Ihre Firmen genießen des besten Credits. Die Amerikaner dagegen sind in fast ausschließlichem Besitze des Importhandels. Den Bedarf seiner europäischen Waaren bezieht New-Orleans zum bei weitem größtem Theile über New-York, nicht direct von englischen Häfen. Dieses Verhältniß kann freilich nur so lange dauern, als die europäische Auswanderung im Zunehmen ist und die in den

Häfen von Liverpool, Havre und Hamburg zufließenden Emigranten die Waarenbefrachtung der nach New-Orleans bestimmten Schiffe, die dort die Baumwolle für die europäischen Märkte holen, überflüssig machen. Auch der Zuckerhandel ist größtentheils in den Händen der Amerikaner, da dieses Product in den Vereinigten Staaten selbst verzehrt wird. Dasselbe läßt sich von fast allen inländischen Consumtionsartikeln sagen. Die Schiffsladungen mit Getreide und Schlachtvieh, die aus den nordwestlichen Staaten auf dem Mississippi herabkommen, gehen im Großhandel fast ausschließlich durch amerikanische Hände. Selbst der Detailhandel ist zum größten Theile im Besitze der Amerikaner. Die Concurrenz der Engländer nimmt ab, und Irländer und Deutsche, obwohl sich deren viele auch in diesem Zweige sehr kräftig rühren, haben keine Aussicht, die geschäftsgewandten Yankee zu überflügeln.

Das Räthsel der eigenthümlichen Ueberlegenheit der Anglo-Amerikaner im Handel über alle Nationalitäten findet neben der Einseitigkeit und dem merkwürdig praktischen Sinne, zu welchem angeborene Naturanlage, Erziehung und die politischen Verhältnisse gleichmäßig mitwirkten, in dem überlegenen Associationsgeiste dieses Volkes seine Lösung. Die weitverzweigten Gesellschaften der Odd-Fellows und der Freimaurer haben auf eine wunderbare Weise

beigetragen, den brüderlichen Geist des ganzen wohlhabenden Theiles der Bevölkerung zu heben und jenen kleinlichen Brodneid, der am allerwiderwärtigsten in der deutschen Bevölkerung steckt, zurückzudrängen. Da die Aufnahme in diese gesellschaftlichen Orden nie ohne eine gewisse Controle des sittlichen Wandels Statt findet und die Opposition eines einzigen Ordensmitgliedes, wenn es zureichende Gründe dafür anzugeben weiß, diese Aufnahme unmöglich macht, so ist eine Masse von Industrierittern und schlechten Subjecten, die sich durch leichtsinnige Speculationen oder betrügerischen Bankerot um ihren Ruf gebracht, ausgeschlossen. Dazu erfordert der Eintritt nicht ganz unbeträchtliche Geldopfer, welche ökonomisch ruinirte Individuen nicht leicht zu leisten vermögen. Durch das Bewußtsein jedes Lebenden, daß er im Falle unverschuldeten Unglücks auf die gleiche Unterstützung Anspruch habe, wird eine gewisse Freudigkeit in dem Darbringen des regelmäßigen Geldopfers erzeugt und genährt. Dabei kommen aber bei den Meisten die gesellschaftlichen Vortheile einer solchen durch die ganze Union verbreiteten Bruderschaft weit mehr noch in Anschlag, als die Sicherung gegen einen Ruin der ökonomischen Lage, den viele Mitglieder mit solidem Vermögen in der That nicht zu fürchten hätten. Der Odd-Fellow oder Freimaurer, der Geschäfte halber die rei-

den Staaten des Ostens bereist, findet überall Credit und Erleichterung des Verkehrs, wenn er dem Geschäftsfreunde als Bruder sich ankündigt und Empfehlungen anderer Ordensbrüder mitbringt, die ihm nie versagt werden. Mitglieder dieser Orden, die zu Handelszwecken oder in der Absicht bleibender Niederlassungen den Westen oder Süden besuchen, verlieren dort schneller als Andere das Gefühl des Fremdseins. Sie melden sich bei ihrer Loge, und finden immer Brüder, die sie mit Rath und That unterstützen. Das angenehme Bewußtsein und die Gewohnheit der Gegenseitigkeit erwärmt und erhält in den Meisten den dienstfertigen und gefälligen Sinn. Deutsche, Irländer oder Franzosen, welche an diesen amerikanischen Brauch gegenseitiger Unterstützung und Brüderlichkeit sich noch nicht gewöhnt haben und auf die eigene Kraft und das eigene Glück mehr als auf jene socialen Vorthelle vertrauen, müssen in der Handelsconcurrentz mit einem durch den Associationsgeist so stark gewordenen Volke nothwendig den Kürzern ziehen.

Der Charakter der Amerikaner scheint hier durch den Umgang mit Südländern vor anderen Nationalitäten von seiner Steifheit und Einseitigkeit weniger verloren zu haben, als in den großen Städten Virginien's und der beiden Carolina's. Man hält in New-Orleans allerdings weniger auf Sonntagsstrenge,

und der Temperenzeifer der Amerikaner ist in keinem Vergleiche mit Boston und Philadelphia. Aber von seinem eigenthümlichen Wesen hat der Panteer in New-Orleans sicherlich am wenigsten eingebüßt. Höchst selten lernt er das Französische und spricht es immer ungen. Die Entheiligung des Sabbaths durch lärmendes Trinken, Kegelschießen und deutsche Tanzmusik übersteht er, ohne die fremde Sitte nachzuahmen. Sind die ächten Amerikaner einmal an Zahl den Creolen überlegen, so wird es an Versuchen, die Stille und Langeweile des östlichen Sonntags einzuführen, nicht fehlen. Schon zu Anfange des Jahres 1853 wurde im ersten District der Versuch gemacht, die Zahl der Bar-rooms oder Trinkstuben zu beschränken oder aufzuheben, scheiterte aber an der alten eingerosteten Gewohnheit. Gleichwohl wußten es die Amerikaner bis zu einer Abstimmung über diese Frage zu bringen, und die Gegenpartei der Trinklustigen hatte nur eine unbedeutende Majorität.

Ueberall, wo dieses kräftige Geschlecht sich einbürgert, drückt es dem Lande sein vorherrschendes Gepräge auf. Bei dem großen Kampfe der Sprachen, Sitten und Gewohnheiten im Süden merkt man mit jedem Jahre mehr den unaufhaltsamen Fortschritt des englisch-amerikanischen Elementes. Für den ökonomischen Aufschwung des Landes ist das ein unermesslicher Vortheil. Dem geselligen Frohsinne und

der Unterhaltung geschieht damit ein wesentlicher Eintrag. Die Sitten und der vorherrschende Gesellschaftston der großen Handelsstadt am untern Mississippi schwankt zwischen amerikanischer Monotonie, Steifheit und Langeweile und französischer Oberflächlichkeit, Frivolität und Liederlichkeit. Für jeden höher gebildeten Menschen von Gemüth und Liebe zur Kunst und Wissenschaft bietet der Aufenthalt in New-Orleans wenig Erfreuliches. Es wohnt in den Gemüthern und Geistern selbst Derer, die einige Prästension auf Bildung machen, eine unbeschreibliche Nede und Leerheit. Klima, Tagesbeschäftigung und das allgemeine Beispiel wirken contagiös, und wer noch mit einigem empfänglichen Sinn für jenes Schöne und Edle, das außer Dollars, Baumwollenballen, Trinkstuben und Bordells die Freuden des Lebens zu erhöhen vermag, in diese große Hauptstadt des amerikanischen Südens kommt, lernt ihn bald abstreifen. Es scheinen in der Atmosphäre noch mehr vergiftende Miasmen für Geist und Charakter, als für den physischen Menschen zu schweben. Wir lernten hier an Beispielen der traurigsten Art kennen, wie diesen Einflüssen in die Länge selbst Männer nicht widerstanden, die mit Bildung und den besten Anlagen des Gemüths hieher gekommen waren, nun aber von den gewöhnlichsten Baumwollen- und Dollarmenschen sich kaum mehr unterscheiden. Auch

der humane Sinn geht bei solchen Individuen bald verloren, und man könnte Leute nennen, die, einst vom tiefsten Abscheu gegen die scheußliche Institution der Negerklaverei beseelt, nun schon so weit metamorphosirt sind, daß sie nicht nur selber Sklaven halten, sondern auch die Sklaverei mit wahrem Ingrimme gegen jede abolitionistische Einrede vertheidigen.

Ausnahmen von dieser allgemeinen Regel lassen sich wenige anführen. Ein eben so wissenschaftlich gebildeter als gefälliger Amerikaner ist Herr de Bow, Herausgeber einer vielverbreiteten Review, dem wir für die Mittheilung vieler interessanter Notizen über Statistik und Nationalökonomie verpflichtet sind. Der alte ehrwürdige Advocat Pen-
nem, der, obwohl ein sehr reicher Mann und durch Erbschaft in Besiß einer großen Plantage mit vielen Negerklaven gekommen, die Sklaverei nichts desto weniger als das größte Unheil und moralische Verderben des Landes verdammt, verdient in erster Reihe der wissenschaftlich gebildeten Männer genannt zu werden. Eben so der gelehrte Arzt Dr. Jenner, der auch als Schriftsteller Bedeutendes geleistet hat. Unter den angesehensten deutschen Kaufleuten ragt Herr Heine aus Hamburg, ein Vetter des berühmten Dichters, eben so sehr durch gastfreien Sinn

und Liebenswürdigkeit, wie durch Reichthum und Geschäftskenntniß hervor.

New-Orleans hat im Norden den Ruf heiterer Geselligkeit, den es in der That nicht verdient. Bei all' den öffentlichen Vergnügungen konnten wir nur eine rohe ungezähmte Genußsucht, aber weder Bezaugen noch Geschmack wahrnehmen. Es giebt weder elegante Kaffeehäuser, wie in Paris, wo in geschmackvoll decorirten Hallen zwischen den glänzenden Spiegelwänden die Gäste an Marmortischen sitzen, Kaffee oder Gefrorenes genießen oder Zeitungen lesen, noch gemüthliche deutsche Kneipen nach Art der Wiener oder Münchener Bierhäuser. An Versuchen, solche Anstalten einzurichten, hat es nicht gefehlt. Sie konnten aber keinen rechten Anklang finden, und die Unternehmer verloren ihr gutes Geld dabei. Die wilde Hast, in der man hier nach Geld und Genußen jagt, läßt kein Volksvergnügen aufkommen, das eine gewisse Mäßigung und behagliche Ruhe erheischt. Die Bar-rooms oder Trinkstuben sind zwar durch alle Stadttheile in ungeheurer Zahl vorhanden, und fehlen selbst nicht in den ersten Gasthäusern, machen auch trotz hoher Abgaben mitunter sehr lucrative Geschäfte, bieten aber weder das Comfort, noch den gemüthlichen Genuß, wie die Kaffeehäuser in den großen Städten Frankreichs und Deutschlands. An Durst und Trinklust scheinen die ver-

schiedenen Nationalitäten zu wetteifern. Kein Geschäft wird abgemacht ohne ein Glas Brandy oder Whisky oder südländischen Wein, das nicht langsam und behaglich durch die Kehle gleitet, sondern in einem einzigen Zuge hinabgestürzt wird. Eben so hastig, wie man gekommen, rennt man wieder hinaus, in der Furcht, Zeit und ein neues einträgliches Geschäft zu versäumen. Der Besuch wird aber wohl ein Duzend Mal des Tages und darüber wiederholt. Man scheint an den glücklichen Erfolg keines Geschäfts zu glauben, dem nicht ein Glas Whisky die Weihe gegeben. Mit vielen dieser Kaffeehäuser sind auch eigenthümliche Regelhallen verbunden, die man in Europa nicht kennt. Vier bis fünf Regelpbahnen stehen da dicht neben einander, und Kugeln des verschiedensten Calibers rollen unablässig hin und her. Daß in der Regelmitte kein König steht, versteht sich in einer Republik von selbst.

Die Theater sind mittelmäßig. Die Oper ist französisch, wird aber bei den hohen Eintrittspreisen im Ganzen wenig besucht. Die Künstler waren im Winter 1852/53 ziemlich gut, das Orchester ließ aber viel zu wünschen übrig. Für classische Musik fehlt hier jede Empfänglichkeit. Die süßlichen Melodien der modernen Italiener werden am häufigsten gehört; Donizetti und Verdi sind die Lieblinge des Publikums. Die Bull's „Farewell-Concerte“, wie

der berühmte Virtuos sie bei der Ankündigung nannte, da er seine künstlerische Laufbahn für immer abschliesse, um als Bürger der Vereinigten Staaten und pennsylvanischer Farmer im Schlußsteinstaate zu leben und zu sterben, wurden zwar ziemlich zahlreich besucht, aber die Langeweile stand auf allen Gesichtern des Auditoriums geschrieben. Lola Montez, die in einem Drama, welches eine Episode ihrer eigenen Lebensgeschichte behandelt, als Freundin und politische Rathgeberin des „King Louis of Bavaria“ auftrat, und sich dem Publicum als Revolutionsheldin und Opfer der Jesuiten darstellte, machte in New-Orleans sehr gute Geschäfte, während sie in dem sittenstrengern Boston, wo die andächtigen Ladies nicht einmal ihren Ehemännern gestatteten, die vielberühmte Tänzerin auf den Brettern zu sehen, bekanntlich Fiasco machte — eine Erscheinung, die ziemlich bezeichnend für den verschiedenartigen Charakter beider Städte ist. In dem unbeschreiblich schönen „Spider Dance“ wagte Lola Montez in Boston gar nicht aufzutreten. In New-Orleans fand aber derselbe Tanz den meisten Applaus, und zog noch immer viele Besucher an, welche der Wiederholung des bayerischen Spectakelspiels mit Herrn von Abel und dem „Baron Newspaumer“ bereits herzlich überdrüssig geworden.

Es existiren hier drei große Clubs, in welchen

der amerikanische Gesellschaftston vorherrscht. Der Pelikan-Club hat die zahlreichsten Mitglieder und ein Local, in welchem englisches Comfort mit französischer Eleganz wetteifert. Unter allen ähnlichen Vergnügungsvereinen der Welt zeichnet sich dieser Club durch die ungastliche Bestimmung seiner Statuten aus: daß kein Fremder in die Gesellschaft eingeführt werden darf. Wir möchten allen abonnierten Gesellschaften großer Städte rathen, als Revanche ihren Statuten den Paragraphen beizufügen: „daß jeder honnette Fremde bei ihnen eingeführt werden könne, mit Ausnahme der Mitglieder des ungastlichen Pelikan-Clubs in New-Orleans.“ Der New-Orleans-Club respectirt dagegen das alte heilige Recht der Hospitalität. Der Jahresbeitrag jedes Mitgliedes beträgt 50 Dollars. Man hat dafür außer der Benutzung der Gesellschafts-, Spiel- und Lesezimmer auch noch den Vortheil, Frühstück und Abendessen gratis genießen zu können. Der eigenthümliche Brauch des unentgeltlichen Frühstücks (lunch) existirt übrigens in allen Bar-rooms von New-Orleans für das gesammte Publicum, und nur der genossene Wein oder Liqueur wird dabei bezahlt. Man genießt hier die Speisen stehend. Arme Teufel und Müßiggänger haben mithin in New-Orleans den Vortheil, auf keinen Fall verhungern zu können. In den größeren Trinkstuben stehen auch Käse und

Zwieback (crackers) beständig zur freien Verfügung der Hungrigen. Man läßt sie essen, sich am Ofen wärmen, die Zeitung lesen — Alles ohne Bezahlung!

Bei der Leichtigkeit des Gelderwerbs sind die Leute hier überhaupt zu einer gewissen Freigebigkeit und zu Luxusausgaben gestimmt, wie man es in gleichem Grade selbst in reicheren Städten, wie New-York und Boston, nicht findet. Während unseres Winteraufenthaltes gaben 15 reiche Junggesellen im Pelikan-Club ihren Freunden und Freundinnen einen Ball mit Souper. Es waren im Ganzen nur 300 Gäste geladen. Bei der verschwenderischen Ausstattung dieser Soirée mußte gleichwohl jeder Festgeber 250 Dollars zahlen. Ein Privatdiner, zu dem man uns einmal bei Gelegenheit des Besuches des Prinzen Heinrich von Nassau im St. Louis-Hotel einlud, kostete dem Gastgeber 20 Dollars für jedes einzelne Couvert. Der Luxus an Speisen und Getränken übertraf Alles, was uns die raffinirteste Gourmandise an den üppigen Tafeln russischer Großen und reicher Kaufleute des Orients vorgesetzt hatte. Ein reicher amerikanischer Pflanze, der die Ueppigkeit des gastfreundlichen Baumwollenhändlers noch zu übertreffen wünschte, lud den jungen deutschen Prinzen zu einem zweiten Diner ein, wo Letzterer zu seiner Ueberraschung in der Mitte der Tafel ein getreues Conterfei des herzoglichen deutschen Palastes,

in dem er geboren war, ganz von Zucker und in den schönsten Farben strahlend, erblicken sollte. Ein Unwohlsein aber hinderte den Prinzen zu erscheinen, und der Planter mit den anderen geladenen Tafelfreunden mußte das Zuckerschloß, sammt der Unmasse von gastronomischen Kunstproducten, unter denen die glanzvoll decorirte Tafel seufzte, selber essen. Mit den Kosten eines Mahles, das hier von zwei Duzend Menschen in wenigen Stunden verschwelgt wurde, und nichts zurückließ, als Magenjammer und verdorbenen Magen, hätte ein halbes Duzend armer Familien in den billigen Gegenden Deutschlands ein volles Jahr leben können.

Das üppige Tafelleben und die Trinksucht ist natürlich von allgemeiner Sittenlosigkeit begleitet. An Bordells, Freudenmädchen und Geschlechtskrankheiten steht New-Orleans hinter keiner großen Stadt irgend einer Zone zurück. Die meisten öffentlichen Dirnen sind Creolinnen oder Farbige, in denen die weiße Blutmischung vorherrscht, und die mitunter recht hübsch sind, aber selten einen Zug von Anmuth haben sollen. Die Reize des schönen Geschlechts in der Louisiana sind in der That bedeutend unter ihrem Rufe, obwohl von Seite der Damen Alles geschieht, durch künstliche Mittel, durch Schminke, falsche Haare und Puß möglichst schön zu erscheinen. Wer andere große Städte mit schönen Frauen gesehen,

der wird selbst an den vielberühmten Creolinnen von New-Orleans nichts finden, was sich mit der edlen Würde der Römerinnen, mit der äußern Grazie der Pariserinnen, der regelmäßigen Schönheit der Damen Englands und dem lebhaften Feuer der schönen Frauen Andalusiens vergleichen läßt. Noch mehr stehen die Creolinnen den deutschen Frauen an ehelicher Treue, an Bildung und Gemüth, wie in allen häuslichen Tugenden nach.

Die Irländer, welche nach den Creolen am zahlreichsten sind, liefern den Gefängnissen und Zuchthäusern das stärkste Contingent. Wenn gemeine Verbrechen in allen großen Städten Nordamerika's an der Tagesordnung sind, so reicht ein Blick in die Elemente der europäischen Emigration zur Erklärung dieser Erscheinung hin. Unter den Verbrechern, die wir täglich in der öffentlichen Gerichtsprobe der Records sahen, gehörten mindestens drei Vierteltheile zu den Heloten, deren sich Großbritannien entledigte. Die Irländer verrichten neben den Negern die größten Arbeiten, und sehen die Beschäftigung an den Eisenbahnen und an der Levée wie eine Art von irischem Monopol an. Arme deutsche Tagelöhner, die sich aus Noth bei dergleichen Arbeiten betheiligen, werden von den Irländern mit scheelen Augen betrachtet und oft gehöhnt und gemißhandelt. Die Irländer bilden allenthalben in der Union den ro-

heften, händelsüchtigsten, bigottesten und schmutzigsten Theil der Bevölkerung.

Von den Deutschen in New-Orleans hat Franz Löhner in seinem bekannten Werke gesagt, daß Armuth und kleinliche Arbeitsamkeit noch größere Mißachtung über sie bringe, als anderswo, daß viele Tausende unserer Landsleute, die hier alljährlich landen, aus Armuth, Trägheit oder Uebermuth daselbst zurückbleiben, und ein großer Theil von ihnen zur heißen Fieberzeit, da sie nicht wegziehen können, wie die Reichen, die nassen Gräber der Stadt fülle. Diese Angaben des geistvollen Schriftstellers sind etwas zu stark aufgetragen. Die deutsche Bevölkerung erfreut sich hier im Ganzen einer ziemlichen Wohlhabenheit. Eine große Menge von fleißigen Handwerkern ist durch Geduld und Sparsamkeit zu Geld und Besitz gekommen. Der größere Theil der reinlichen und schmuken Häuschen von Lafayette, das etwas weiter stromaufwärts den westlichen Anhang von New-Orleans bildet, ist im Besitze der Deutschen. In den meisten Professionen concurriren sie mit den Amerikanern völlig ebenbürtig, sobald sie diesen nach einigen Jahren die fabrikmäßige Arbeitsmethode und sonstige Kniffe und Piffe abgelernt haben.

Wären alle Deutschen gleich bei der Landung mit der englischen Sprache vertraut, so würde ihnen diese

Concurrenz noch ungleich leichter werden, denn wenn sie auch hinter ihren amerikanischen Zunftgenossen in Bezug auf Schnelligkeit des Arbeitens und Geschicklichkeit im Verkauf zurückstehen, so übertreffen sie dieselben hingegen durch nachhaltigern Fleiß, durch Solidität der Arbeit und durch häusliche Sparsamkeit. Manche Professionen, z. B. die der Fleischer und Zuckerbäcker, sind zum größern Theil in den Händen der Deutschen. An Schneidern, Schuhmachern, Schreibern, Sattlern giebt es, wenigstens im Verhältniß der Bevölkerungszahl, mehr Deutsche als Amerikaner und Irländer. Ein amerikanischer Advocat und Grundbesitzer in Lafayette, der dort seit vielen Jahren residirt, und das ganze Werden und Gedeihen dieser ausgedehnten Vorstadt fast vom Beginne an überblickte, rühmte uns die Deutschen nicht nur im Vergleiche mit den Irländern und den Creolen, sondern gab auch zu, daß sie selbst seine Landsleute in manchen Eigenschaften übertreffen. Als Eigenthümer vieler Baupläze rühmte er vor Allem an ihnen, daß sie ihren eingegangenen Verbindlichkeiten pünktlicher nachkämen, und die Zahlungstermine ohne gerichtliche Mahnung richtiger einhielten, als irgend eine der übrigen Nationalitäten. Freilich ist auch die Zahl der Armen und Besitzlosen ziemlich groß unter den Deutschen. Viele arbeiten auf den Schiffen, Andere sieht man an der Levée mitten unter Neger-

sklaven und Irländern Baumwollenballen wälzen und Zuckerräffer rollen. Der Lohn ist indessen selbst für diese rohe Arbeit ziemlich hoch, und wird nicht nach dem Tage, sondern nach der Zahl der Ballen bezahlt, die der Handlanger nach der Baumwollenpresse oder von den Wagen nach den Schiffen wälzt. Ein recht fleißiger Arbeiter kann sich mit dieser Beschäftigung bis $1\frac{1}{2}$ Dollars täglich und darüber verdienen. Freilich ist die Arbeit bei so viel Staub und Sonnengluth auch sehr mühsam und anstrengend.

Eine bedeutende Zahl der ärmsten Deutschen ist in den Wäldern der Umgegend als Holzfäller beschäftigt. Die Meisten campiren dort in selbst gebauten Hütten, und besuchen ihre Familien nur des Sonntags, oder bei anhaltendem Regen. Die Arbeit ist bei der Härte des Holzes sehr mühsam, und wer hier einen Dollar täglich verdienen will, muß nicht nur sehr robuste Knochen haben, sondern auch die amerikanische Art, die ziemlich lange Uebung erfordert, gehörig zu schwingen verstehen. In einigen Wäldern werden nur Eichen und Storaxbäume, in anderen nur die Sumpfpfeffern (*Taxodium distichum*) geschlagen. Viele beschäftigen sich in diesen Wäldern auch mit dem Einsammeln und dem Trocknen des Matragenfutters, das aus den gekräuselten, tief herabhängenden Haaren einer eigenthümlichen, höchst sonderbaren Schlingpflanze, *Tillandsia usne-*

des, von den Creolen „barbe espagnole“ genannt, bereitet wird. Die gesammelten Pflanzen werden dicht zusammengedrängt, acht bis vierzehn Tage in einen Wasserbehälter gelegt, und mit Brettern überdeckt. Während des Faulungsprocesses ändern sie ihre Farbe, werden statt mattgrau, wie im lebenden Zustande, grün und zuletzt schwarz. Man trocknet sie dann an der Sonne, und sie haben ganz die Eigenschaften der Roßhaare. Eine mäßige Masse dieser Vegetabilien wird mit $\frac{1}{2}$ Dollar bezahlt, und bei Fleiß und geschickter Behandlung kann sich ein Sammler der Tillandsia täglich $1\frac{1}{2}$ Dollars verdienen. Wir haben diese deutschen Holzfäller und Tillandsia-Sammler in den Sumpfwäldern an beiden Ufern des Mississippi öfters besucht. Sie hatten nicht nur viele Schlangen, worunter manche sehr giftige Arten, sondern auch die noch weit schlimmeren Plaggeister, die Mosquitos — eine Benennung, die man hier allen stechenden Fliegen und Schnaken ohne Unterschied giebt — zu nächsten Nachbarn und Mitbewohnern des Waldes. Auch Alligatoren gab es in der Nähe, die aber den weißen Menschen gar nicht angreifen, sondern nur hier und da ihre Bosheit an den Negeren auslassen sollen. Im Frühling hat dieses Waldleben manche Reize. Die Temperatur ist mild, aus dem Boden steigen noch nicht die bössartigen Miasmen auf, welche den Aufenthalt im

Spätsommer hier so gefährlich machen. Im Sommer ist der Aufenthalt mehr noch des Ungeziefers als der Hitze wegen ganz unausstehlich, und wer nicht mit einer sehr dicken Haut gesegnet ist, läuft dann in der Regel davon, und sucht sich anderwärts sein Brod zu verdienen. Eine erwähnenswerthe Erscheinung, die man fast durch alle deutschen Niederlassungen in Amerika findet, ist, daß selbst unter diesen deutschen Waldbewohnern, die in ihrer Einsamkeit auf brüderliches Zusammenleben und Verträglichkeit doch besonders angewiesen scheinen, häufig eine Trennung nach den Stämmen und Mundarten Statt findet. Namentlich halten sich auch hier die Plattdeutschen von ihren hochdeutsch redenden Landsleuten getrennt, unterstützen einander sehr brüderlich beim Fällen der Bäume, arbeiten und ruhen, essen und schlafen beisammen, und — plaudern immer plattdeutsch!

Es erscheinen in New-Orleans zwei deutsche Tagesblätter: die Louisiana=Staatszeitung und die deutsche Zeitung, die, obgleich beide demokratisch, nach dem allermwärts üblichen Brauche deutscher Journalisten einander brodneidig sind, sehr oft in wüthenden Schimpfartikeln sich befehdn, und dabei zu den größten persönlichen Insulten ihre Zuflucht nehmen. Beide fristen bei einer Abonnentenzahl von etwa 600 eine kümmerliche Existenz, sind

daher auch nachlässig redigirt, und erhalten sich nur durch die Insertionsgebühren.

Der Deutsche hat hier, wie allerwärts in den Vereinigten Staaten, geringe Leselust, und noch weniger liebt er es, für sein Lesen zu zahlen. Ohne die deutschen Bierhäuser und Kneipen könnten sich nur in sehr wenigen Städten der Union deutsche Blätter erhalten. Merkwürdig ist, wie diese Unlust zum Lesen nicht nur den Arbeiterstand, sondern auch die gebildeten Einwanderer fast durchgehends beseelt. Es scheint hier eine Art Reaction gegen die deutsche Schulzwangsbildung, gegen jede Art von Theorie und gelehrtes Wesen einzutreten. Der Deutsche scheint zu fühlen, daß seine Nation durch Gelehrsamkeit und Ueberbildung versauert ist, und damit die Energie des Handelns und den praktischen Sinn verloren hat. Die deutsche Buchhandlung des Herrn Schwarz erhält sich mehr durch den Verkauf von Schreibmaterialien und Bildern, als durch den Absatz von Büchern. Die deutschen Classiker, mit Ausnahme Schiller's, werden selten oder nie begehrt. Für die neue deutsche Lyrik, die in unserm glücklichen Vaterlande so viele Leute mit überschwänglichem Herzen, besonders aber nervenschwache Frauen und bleichsüchtige Fräuleins entzückt, ist kein Sinn vorhanden. Nicht einmal Heine's Lieder werden verkauft, und Herwegh's Name ist selbst unter den

Demokraten und Arbeitern wie verschollen, seitdem der „Lebendige“, der die großartigsten Sturmlieder gedichtet, sich unter das Sprigleder verkrochen. Humboldt's Kosmos ist in etwa 20 Exemplaren verkauft worden, wohl mehr des berühmten Namens wegen, und um hier wie in New-York in Bücherstellen zu prunken, ohne in der Regel gelesen oder gar verstanden zu werden. Schöne deutsche Kupferstiche, namentlich das „Künstleralbum für König Ludwig“, fand manche Liebhaber unter den deutschen Kaufleuten, die in den Rußestunden, welche ihnen die Baumwolle übrig läßt, lieber etwas dem Auge Gefälliges sehen, als sich das Gehirn mit Lecture anstrengen, oder an lieblicher Lyrik sich das kühle Herz erwärmen.

Schiller allein, der warme, begeisternde, ewig große und populäre Dichter, wird noch gekauft, und zwar meist von Männern des „Volks“, nicht von den Reichen. Wie groß aber auch die Popularität der Schiller'schen Dramen ist, so steht sie doch weit hinter der heiligen Genovera, dem „Hunds-sattler“ und vor Allem hinter den „Vier Haimonds-kindern“ zurück. Fünfzig Exemplare dieser noblen Bücher, wie uns der Buchhändler, Herr Schwarz, versicherte, werden verkauft, ehe einmal nach Schiller gefragt wird. Meldet sich gar ein Käufer für Goethe,

so merkt es Herr Schwarz immer mit rother Tinte im Kalender an.

Bei aller Antipathie gegen Preßbengel, Kunst und Wissenschaft gewinnen die Deutschen hier zusehends an politischem Einfluß. Das deutsche Votum fällt bei der Abstimmung bedeutend schwer ins Gewicht, obwohl ihnen die Beamtenstellen — natürlich nur durch Brauch, nicht durch Gesetz — fortwährend so gut wie unzugänglich bleiben. Irländer, die mit dem Vortheil der englischen Sprache auch mehr Intriguentkunst und Talent zur Stellenjägerei verbinden, schleichen sich schon viel leichter in die öffentlichen Plätze ein. Wo man in den südlichen Staaten Deutsche in den Aemtern sieht, sind es gewöhnlich die niedrigsten oder wenigst einträglichen Plätze, oder solche, wobei die Kenntniß der deutschen Sprache eine Nothwendigkeit ist, z. B. bei der Post am deutschen Brieffschalter, bei den Dolmetschern der Records oder bei den Nachtwächtern von Lafayette. Einige wenige Deutsche sind Advocaten; einer ist auch Mitglied des Stadtraths, versteht sich ohne Besoldung. In die Legislatur des Staates Louisiana wurde bei der letzten Wahl der erste geborene Deutsche, Herr Hermann, ein ehrenwerther Schuhmacher, gewählt. Unter den Milizofficieren giebt es ziemlich viele Deutsche. Wer Ehrgeiz hat und eine höhere Stufe in der Beamten-Hierarchie als die des Nach-

wächters erklimmen will, dem würden wir rathen, sich nach einen der westlichen Staaten zu begeben. In Illinois figurirte ein Deutscher in erster Reihe auf der demokratischen Candidatenliste für die Vicegouverneurstelle, und in Wisconsin ist das Finanzportefeuille des Staates einem Deutschen anvertraut; es giebt dort deutsche Senatoren, ja sogar einen deutschen Sprecher des Assemblyhauses. Bis es den Deutschen in Louisiana gelingt, solche Würden zu erreichen, dürften noch manche Jahrzehende vergehen. Die reichen deutschen Großhändler sind hier durchaus ohne Ehrgeiz, und ihr ganzes Dichten und Trachten ist nur auf Cotton und Dollars gerichtet.

Als Masse aber fangen die Deutschen an, sich schon ziemlich kräftig zu rühren. Das hat man am klarsten bei der letzten großen Massenversammlung aller Gewerbtreibenden in New-Orleans gesehen. Der Stadtrath hatte sich im Februar 1853 herausgenommen, der immensen Stadtschulden halber eine Steuer von 10 Dollars auf alle Gewerbtreibenden, die mehr als einen Arbeiter beschäftigten, auszusprechen. Der erste und kräftigste Oppositionsschrei gegen diese Maßregel ging von den deutschen Handwerkern in Lafayette aus. „Keine Steuer auf Arbeit“ hieß das Feldgeschrei, und die beiden deutschen Zeitungen, die ohne Wirth und Handwerker nicht leben können, mußten, gehorham dem

Gebote ihrer Brodgeber, das elektrische Schlagwort täglich wiederholen. Das Wort fand auch unter den Irländern, Creolen und Amerikanern empfänglichen Boden, denn wo es sich um das Zahlen oder vielmehr Nichtzahlen handelt, da zeigen die verschiedenen Nationalitäten plötzlich eine wunderbare Sympathie. In der Halle der Bank's Arcades kam der Gegenstand zur öffentlichen Verhandlung. Hermann, der deutsche Schuhmacher und Mitglied der Legislatur, wurde zum Präsidenten gewählt, und quätete eine kurze englische Anrede mühsam aus seiner breiten Brust. Die deutschen Arbeiter kamen in langer Nachtprocession von Lafayette hergezogen, mit Musik, Fahnen und illuminierten Aufschriften auf hoher Stange. Die deutschen Turner erschienen in ihren Leinwandjacken und breitrandrigen Hüten. Böller krachten und Raketen flogen, und kein anderes Volkselement that es dem deutschen im Lärmen und Hurrahschreien zuvor. Die Amerikaner packten die Sache in ihrer Weise schon etwas praktischer an. Sie dominirten auf der Rednerbühne und redigirten den Protest. Der weitere Verlauf der Geschichte war bei unserer Abreise von New-Orleans noch in der Schwebe. Unter den Stadträthen war Herr Eugenhühl, das deutsche Mitglied, der Einzige, der gegen die Steuer gestimmt hatte und dadurch natürlich im Volksgunste der Volksgunst blieb. Wenn bei

diesem oder bei ähnlichen Anlässen keine Ragenmusik, kein Krawall oder sonstige Dummheit geschah und geschieht, so verdankt man das immer der vernünftigen und ruhigen Haltung der Amerikaner, die, wenn die Deutschen auch den Grundton anstimmen, bald die Sache in ihre praktischen Hände nehmen, und der Bewegung die Richtung geben.

Ein tüchtiges, durchaus preiswürdiges Institut ist die deutsche Gesellschaft von New-Orleans, welche auf die uneigennützigste Weise für das Wohl und die billigste Weiterbeförderung der deutschen Einwanderer nach dem Innern sorgt, in dem dazu eingerichteten Bureau jedem deutschen Einwanderer unentgeltlich guten Rath ertheilt, und den völlig Hülflosen, besonders Kranken oder Waisen, noch reellere Unterstützung spendet. Der gegenwärtige Vorsitzende der Gesellschaft ist Herr Gimer, österreichischer Viceconsul und Großhändler, ein gefälliger und menschenfreundlicher Mann. Die Zahl der Mitglieder, welche regelmäßige Beiträge geben, beträgt 204. Außer einem Capitalstock von etwa 4200 D. werden von den Mitgliedern an jährlichen Beiträgen beinahe 1600 Dollars bezahlt. Nach dem Jahresbericht von 1854 hat die Gesellschaft durch ihren Agenten 6448 Emigranten nach St. Louis, 3262 nach Louisville und Cincinnati, 366 nach Texas, 68 nach Arkansas befördert. Beschäftigung erhielten

durch Vermittelung der Gesellschaft in New-Orleans 2469 Personen *). Unter den europäischen Häfen, welche deutsche Auswanderungsschiffe nach New-Orleans senden, steht Bremen in erster Linie, dann Havre, Antwerpen, Hamburg, Liverpool, Rotterdam, Amsterdam. Die deutsche Gesellschaft, durch deren uneigennützige Thätigkeit dem Unfug der sogenannten Mäfler hier ungleich mehr als in New-York Schranken gesetzt werden, beabsichtigt auch die Errichtung eines deutschen Waisenhauses, zu dem es bis jetzt noch an den nothwendigen Fonds gebrach.

Der spanische Bevölkerungstheil ist unbedeutend. Gewisse Branchen des Detailhandels, z. B. der Verkauf der Südfrüchte, ist größtentheils in ihren Händen. Indianer wohnen nicht in der Stadt, kommen

*) Aus folgender Uebersicht ersieht man, welche Professionen in New-Orleans am leichtesten Beschäftigung finden. Es wurden untergebracht: Weibliche Diensthboten 605. — Tagelöhner ohne bestimmtes Handwerk 958. — Tischler 130. — Gärtner 74. — Zimmerleute 58. — Schneider 49. — Schuhmacher 38. — Kellner 32. — Ladendiener 30. — Schmiede 24. — Bäcker 15. — Conditoren 13. — Küfer 14. — Klempner 15. — Wagner 13. — Cigarrenmacher 14. — Maurer 6. — Schlosser 6. — Buchbinder 6. — Barbieri 6. — Drechsler 6. — Köche 3. — Musiker 3. — Gerber 3. — Sattler 3. — Uhrmacher 3. — Kupferschmiede 3. — Goldarbeiter 2. — Maler 8. — Apotheker 3. — Büchsenmacher 2. u. s. w.

aber, in ihre Baumwollendecken eingehüllt, mit struppigen, lang herabhängenden Haaren und bartlosen, weibischen Gesichtern aus der Landschaft häufig auf Besuch, um geschossenes Wild, lebendige Thiere, Flechtwerk, Stickerien u. dgl. zu verkaufen. Die freien Neger bilden einen kleinen Theil, der schwarzen Bevölkerung. Sie sind meist Methodisten, haben ihre eigenen Kirchen, ihre Prediger und Schulmeister, die in der Regel Mulatten sind. Wir wohnten öfters diesem Neger-Gottesdienste bei, und erfreuten uns an der Sauberkeit des einfachen Gotteshauses, der würdigen Haltung des Predigers und seinen eben so schönen als vernünftigen Kanzelreden, wie an der Andacht der Versammlung, deren Gesang freilich nicht viel melodischer war, als das Nachtgebet des Schakals, wenn er ein Aas frist, und die nach ächter Methodistenweise während des Gebetes und der Predigt durch tiefes Stöhnen und Seufzen ihre Herzerknirschung kundgab. Die Auswanderungen freier Neger von Louisiana nach Liberia, der von den Amerikanern gegründeten Negercolonie an der Westküste Afrika's, dauern fort. Wir sahen im Monat Januar ein solches Schiff unter Segel gehen. Die schwarzen Passagiere hatten ernste, trübe, wehmüthige Mienen, und schienen nicht ohne die bittersten Gefühle aus einem Lande zu scheiden, wo selbst der freie und reiche Neger keine behagliche Existenz, nur

Demüthigung und Verachtung von Seite einer Race findet, die mit ihrer weißen Farbe von der Natur das Recht erhalten zu haben glaubt, den schwarzen Mitmenschen, der, wenn nicht an geistigen Fähigkeiten, doch an Gemüth und Gutmüthigkeit ihn weit übertrifft, ganz in der Weise zu behandeln, wie das alte Sparta seine Heloten.

Wer über den Charakter und das Schicksal der Negerklaven in New-Orleans Studien machen will, findet hier einen günstigen Boden. Er braucht nur öfters seine Wohnung zu wechseln und zu sehen, welche Leistungen man von gekauften oder gemiethten Sklaven fordert, und was man ihnen dafür bietet. Selten findet freilich ein Beobachter oder Beurtheiler der Sklavenzustände es der Mühe werth oder mit seiner weißen Würde verträglich, die Neger selbst auszuforschen, und um ihre täglich wiederkehrende Leidensgeschichte sich ernstlich zu kümmern. Die Meisten wiederholen jenen allgemeinen Refrain, der unter der weißen Bevölkerung gang und gäbe ist: Es gehe den Negern recht gut, sie hätten gar kein Verlangen nach Freiheit, und würden sich in der Freiheit nur unglücklich fühlen.

Die Amerikaner sind Meister in der Statistik, für Alles haben sie ihre Zahlenrubriken. Doch haben wir kein statistisches Document finden können, wie viele Mütter, trotz dem Buchstaben des Gesetzes,

von ihren Kindern gerissen, und wie viele Bettelstühle alljährlich ausgeheilt worden. Wer diese noble Institution, die zur Schande der Demokratie unter den Demokraten ihre wenigsten Gegner und ihre wärmsten Vertheidiger findet, noch näher kennen lernen will, der begeben sich auf eine Pflanzung, besonders zu französischen Creolen. Man weiß dort nicht, ob die kaltblütige Schinderei entmenschter Sklavenhalter, die unter einem äußern Firniß von sogenannter Hospitalität und Liebenswürdigkeit das kalte eingeschrumpfte Herz verstecken, oder der thierische Geisteszustand, zu dem die armen Schwarzen durch eine fortgesetzte, sinnreich verthierende Methode heruntergebracht werden, mehr Entsetzen und Ekel einflößen. Jene Fremden, welche auf Pflanzungen der Louisiana gewesen, und diese Worte vielleicht für übertrieben halten, möchten wir fragen: „von wem sie ihre Kenntniß der Negerzustände und der Behandlung der Sklaven gewonnen?“ Wie mancher Reisebeschreiber hat, nach dem löblichen Beispiele seiner Vorgänger, mit dem Plantagenbesitzer und dessen „liebenswürdiger Familie“ die Schwelgereien der Tafel getheilt, und zum Dank für das „Genossene“ die menschliche Behandlung und das Glück der Sklaven gepriesen, ohne sich mit einem Funken von Theilnahme und Menschenliebe um das wahre Schicksal derselben zu kümmern. In der Stadt New-Orleans

354 Prügelanstalt der Neger in New-Orleans.

finden die wöchentlichen Negerverkäufe unter der Rotunde des St. Louis-Hotels Statt. Auch diesen Ort sollte Jeder, der seine Studien über Sklavenwesen machen will, eben so wie die bekannte öffentliche Prügelanstalt der Neger, wo die Zahl der Peitschenhiebe von der Geldspende abhängt, die der Besitzer oder Miether des Sklaven dem Prügelmeister zahlt, regelmäßig besuchen. Vielleicht dürften hier seine Ansichten über die Negerklaverei und die Abolitionisten einige Modificationen erfahren.
